

Manuela Fuelle

Wir kommen nach

Zwei Frauen, zwei Generationen und eine tiefe Freundschaft, die über die Jahre hin stetig wächst. Manuela Fuelle erzählt in ihrem dritten Roman die Geschichte einer besonderen Beziehung zwischen sehr unterschiedlichen Frauen. Sie erzählt vom Abschied her, von Sterben und Tod und dem Nachdenken über unser Dasein.

Manuela Fuelle, geb.1963 in Ost-Berlin hat Evangelische Theologie und Literarisches Schreiben studiert. 2011 erschien ihr erster Roman „*Fenster auf, Fenster zu*“ im Klöpfer&Meyer Verlag, später der Episodenroman „*Luftbad Oberspree*“ und das „*Lexikon der Doppelwörter*“ im Derk Janßen Verlag. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Stipendien und 2017 den Thaddäus-Troll-Preis.

Manuela Fuelle

Wir kommen nach

Roman



1. Auflage, 2025
© 2025 Stifter Verlag
Dielenmarktstr.4, D-79346 Endingen a.K.
www.stifter-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Liane Nelius
Umschlag, Layout, Satz: Pauline Korn
Printed in Germany
ISBN 978-3-910227-03-3

1/ Die Fahrt hinaus

Wir verlassen die Stadt und fahren hinaus, und wir folgen der Landstraße, die für kurze Zeit nach Norden, nach Osten oder Westen führt, die sich vor uns ausrollt, feucht und dunkel und samten. Wir heften uns an sie, gleiten benommen auf ihr dahin, denn es gibt keinen anderen Weg, kein anderes Ziel mehr. Immer geradeaus geht es, übers flache Land. Nur wenige Kilometer. Dennoch verläuft unsere Fahrt wie losgelöst von allen Himmelsrichtungen. Und die aufgeweichten Felder schwimmen neben uns, trist und grußlos und. Ab und an fangen wir letzte Regentropfen ein, Nachzügler gleiten dann über die Windschutzscheibe, erstaunt über die blasen, verregneten Gesichter im Innern des Wagens. Jemand sagt etwas über den Ablauf der Feier, jemand meint, du kannst etwas sagen. Nicht viel, nur ein paar Worte.

Doch ich weiß nicht, ob ich das kann. Später vielleicht, wenn alles vorbei ist, wenn auch das hier hinter uns liegt, später könnte ich etwas sagen dazu und darüber, was hier geschieht, geschehen wird, geschah, aber jetzt, mitten im Geschehen. Es ist

schwierig. Später, in einer anderen Zeit, kann ein grausames Ereignis durch mündliche Überlieferung oder Verschriftlichung, in jedem Fall durch die Benutzung anderer Zeitformen, schließlich durch Abwandlung bloßer Tatsachen zu einer Geschichte, ja sogar Heilsgeschichte werden. Aber das gilt eben nur für später. Jetzt ist der Untergang eines Menschen sein Untergang, und wir stehen ratlos davor, daneben, dazwischen, ohne ihn aufhalten zu können.

Und ebenso ratlos liest man die Traueranzeige und kann nicht fassen, was dort geschrieben steht, selbst wenn man die Anzeige selbst aufgegeben hat oder sich ein Institut dieser Aufgabe annahm, man also professionelle Hilfe in Anspruch nehmen konnte. Egal, man kann nicht fassen, was dort geschrieben steht. Oder aber, es gibt keine Traueranzeige, dann bleibt einem diese entsetzliche Erfahrung erspart.

Darauf bin ich nicht vorbereitet, sage ich, und das ist nur teilweise gelogen. Ich kann jetzt von früher erzählen oder später von jetzt. Ich bin mir inzwischen sicher, alles andere übersteigt meine Fähigkeiten. Unser Tempo verlangsamt sich, wir verlassen die Landstraße und biegen rechts ab. Jetzt schon? Sollte die Straße nicht unser Schicksal sein? Unser Roadmovie? Und wir auf dem Weg ans Meer, durch die Zonen der Hoffnungslosigkeit bis zum Ufer?

Schwarz-weiß natürlich, weil die Apokalypse schwarz-weiß ist. Der Wagen rumpelt über einen steinigen Waldweg. Mein Fuß schmerzt. Es geht auf ein Waldstück zu, der Wagen fährt durch Pfützen und Schlamm. Dem Wagen, einem Land Rover, macht das nichts aus, er wurde genau für solch unwegsames Gelände konstruiert und hergestellt. Es übersteigt nicht seine Fähigkeiten, fünf Menschen hier und jetzt auf einem aufgeweichten Pfad zum Waldfriedhof zu transportieren. Mein geschwollener Fuß versteckt sich tiefer im Stiefel, zieht sich schmerzhaft zusammen, fürchtet sich vor Steinen, vor Schlamm. Vor dem Auftritt.

Du hast ja noch etwas Zeit, sagt jemand, der seine eigene Mutter hat untergehen sehen und der dennoch weiß, was er gleich sagen wird. Er hat eine Rede vorbereitet, die er selbst halten wird. Er folgt dem letzten Wunsch der Mutter, die keine offiziellen Redner oder Amtsträger der Kirche wollte, nur ein paar Worte ihrer Söhne, ihrer Lieben. Ich schäme mich. Jetzt liegt alles versiegelt und muss erst offenbart werden. Das ist nicht gelogen. Aber die Wahrheit ist, ich weiß wieder nicht, ob ich das kann. Offenbaren, entsiegeln, verstehen. Oder ob ich das will oder muss. Ich wünsche mir einen Redner, der für mich redet, der, was ich später zu sagen hätte sagt, und das wäre dann schon heute vernehmbar und absolut verstehbar. Niemand sagt mehr etwas.

Niemand widerspricht. Man könnte es für Höflichkeit halten, doch wahrscheinlicher ist, dass jeder in diesem Wagen mit sich zu tun hat. Ihre beiden Söhne, ihr Enkel, die beiden Schwiegertöchter. Ich bin mir selbst überlassen. Ich kann sitzen bleiben und schweigen oder aufstehen und reden. Es wird allein meine Sache sein. Ich schaue hilfeschend oder neugierig meinen erwachsenen Sohn an, der direkt neben mir sitzt, der ebenfalls ermutigt worden ist, etwas zu sagen, nicht direkt, aber doch indirekt, und der sich gerade etwas überlegt. Der mir zuflüstert: Ich überlege mir ein paar Sätze, es ist ja noch Zeit. Und ich höre, er hat den Vatersatz: *Es ist ja noch etwas Zeit* aufgenommen wie einen Staffeltab, und ich verstehe so ungefähr, was sie damit meinen. Und ich kann jetzt sogar deutlich sehen, kann es von seinem Gesicht ablesen, dass er mit seinen Überlegungen schon weiter ist als ich, aber auch überhaupt, dass er schon damit angefangen hat, einzelne Sätze zu formulieren. Irgendwie schockiert mich das noch zusätzlich.

Ich frage mich, ob mein Sohn nicht auch für mich reden könnte, etwas für mich sagen könnte, stellvertretend. Aber auf den letzten Metern, die wir hier vorwärtsrollen begreife ich schon, dass mein Sohn immer ganz für sich sprechen wird, eigenständig und souverän. Verzweifelt taste ich nach meinem alten Handy, um spontan einen Termin auszu-

machen. Aber mit wem? Es muss auch meinerseits kein offizieller Trauerredner sein, Hauptsache, er kann reden. Oder wenigstens lesen, also laut vom Blatt. Wir würden erst später klären, wer schreibt, wer die Rede schreibt. Alles würde sich automatisch finden und regeln und formen lassen. Durch das Erinnern. Zunächst würde ich dem Redner von unserer ersten Begegnung erzählen, nur so zur Einstimmung. Meiner. Ich muss ja erst mal in Erzählfluss kommen. Später könnte er dann überdenken, ob er diese Szene für seine Rede brauchen kann oder ob sie ihm ungeeignet erscheint. Ich würde mir die Freiheit nehmen, dies unabhängig von ihm ebenfalls zu tun. Da er kein Profi ist, wird er alles intuitiv entscheiden müssen, und meine einzige Aufgabe wird darin bestehen, ihm möglichst viel Material zu liefern.

Der Wagen hält neben anderen Wagen vor dem Waldstück. Ich gerate in Panik, weil ich noch immer keine Rede für Heide vorbereitet habe, mir kein Redner zur Verfügung steht und mir beim besten Willen nicht einfällt, was man angesichts einer solchen Katastrophe überhaupt sagen soll. Die angemessene Form auf den Tod eines realen Menschen zu reagieren ist doch wohl schweigen, ja absolute Stille. Oder der leere Schrei. Was sind die letzten Worte Jesu, die Sieben Kreuzesworte Jesu, aufgeteilt unter vier Evangelisten gegen den Schrei der frühen

Überlieferung? Man kann noch heute spüren, dass die Zeitspanne einer ganzen Generation nötig war, um die Kreuzesworte Jesu auszuformulieren. Über vierzig Jahre brauchten die Biographen eines Jesus von Nazareth, um durch den Tränenflor hindurch die richtigen Worte für seinen Tod zu finden, zunächst in Form eines Zitats aus dem Alten Testament *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen* (Ps. 22), das den Schrei in Worte fasst, gleichzeitig von der Erfüllung der Schrift spricht. So stirbt er zwar, aber immerhin als Schrifterfüller. Später lesen wir bei Lukas vom Vater, *vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun* (Lk. 23,34 ff.). Und dem Versprechen zum bußfertigen Mitgekreuzigten hin *Wahrlich, ich sage dir, noch heute wirst du mit mir im Paradies sein* und den demütigen Worten *Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist*. Hier stirbt ein Guter, der bis zum Schluss für andere da ist und für sie betet und auf ein Jenseits hoffen darf, ja, der die Tore zum Paradies hin erst öffnet. Schließlich gipfelt das tragische Geschehen ins johanneische *Es ist vollbracht* (Joh. 19,30). Nach der Ohnmacht, dem Verlust, dem endgültigen Abschied sollte Jesus selbst seinen erbärmlichen, grausamen, sinnlosen Tod erklären. Deshalb legten sie ihm diese letzten Worte in den Mund wie uns die Oblate.

Ich möchte lieber nicht aussteigen, ich möchte gern im Wagen bleiben. Für die nächsten dreißig, vierzig Jahre oder nur so lange, bis ich die richtigen Worte

gefunden habe, Worte, die mich und die Familie trösten. Oder die Heide würdigen. Oder die erklären, warum mir die Worte fehlen. Ja, eben. Sie war nicht meine Oma, Mutter, Schwester, Freundin. Sie starb mit 82 Jahren an Krebs, zwei Monate nach der endgültigen Diagnose. Sie starb eines natürlichen Todes, wie man sagt, und ich habe kein Recht, einfach im Wagen sitzen zu bleiben. Ich habe kein Recht, schockiert zu sein, mich aufzuspielen. Oder mich hier und jetzt schlafen zu legen, um hundert Jahre später zu erwachen und den Sinn dieser Geschichte zu erfassen, ob nun in Form einer Heils- oder Unheilsgeschichte.

Außerhalb des Wagens stehen weitere Autos und dahinter dunkel gekleidete Personen. Mir fällt ein roter Kleinwagen auf. Alle anderen Autos sind schwarz, grau, silbern oder weiß, nur das eine leuchtet rot. Es passt nicht in die apokalyptische Landschaft, es wirkt frech, und ich würde es sehr gern ermahnen wie Schüler, die mir im Unterricht nicht aufmerksam folgen, die reden und spaßen und lachen, die immerzu durstig sind und frühstücken und überhaupt das ganze Leben lang pausieren wollen. So ist auch dieses Auto mit seinem unverschämten Rot. Im Film wäre dieses Auto ein Hoffnungsschimmer, ganz automatisch. Man würde wieder an Aristoteles und sein Prinzip denken und sich nicht wundern darüber, dass es nun so zu sein

hat. Das Prinzip ist verinnerlicht und gehört bereits zu unserer DNA. Ganz selbstverständlich würde sich der Zuschauer darauf konzentrieren, wer aus diesem Auto steigt oder wer darinsitzt oder wer später damit fortfährt, weil derjenige mit dem Leben fortfahren soll. Oder mit dem Frühling. Oder der Hitze der Leidenschaft. Oder wenigstens Lippenstift. Oder Blut, Mord, Zorn. Aber hier sind keine Zuschauer, hier sind nur wir. Und wir tragen alle Schwarz.

Außerhalb des Wagens stehen mir unbekannte Menschen, möglicherweise erkenne ich sie nicht, weil sie sich verändert haben. Sie sind älter geworden. Nur die engsten Verwandten und Freunde sind eingeladen, also sollte ich eigentlich einige von ihnen kennen. Möglicherweise erkenne ich sie nicht, weil meine Augen immer schlechter werden, die Brillengläser längst zu schwach sind und. Jemand öffnet mir die Wagentür. Zweifellos jemand, der an mich glaubt, jemand, der annimmt, ich würde nur deshalb nicht aus dem Wagen aussteigen, weil ich mit dem verstauchten Fuß. Verdammt, es tut aber auch weh!

Meine Gedankenlosigkeit angesichts des Todes eines mir nahestehenden Menschen könnte theoretisch auch auf den schmerzenden Fuß zurückzuführen sein. Der Fuß hat mich nicht schlafen lassen,

die Tablette, die ich mitten in der Nacht nahm, half nicht. Gegen Morgen war ich zwar für etwa zwei Stunden eingeschlafen, jedoch moralisch am Ende. Ich sorgte mich um das dunkelblau angeschwollene Ding, das mich zum hinkenden Krüppel machte und früher mein eigener Fuß war. Der Schmerz, der mein Begleiter war, unabhängig vom Einsatz des Fußes, hielt alles, was ich früher an Persönlichkeit zur Verfügung hatte, nieder. Der Schmerz hat mich vernichtet. Theoretisch. Praktisch humple ich gerade um den Land Rover herum, sehe, wie mein Schwager etwas aus dem Wagen holt, es sind weiße Handtücher, auf die wir uns später setzen könnten, sollten keine Decken oder Kissen vor Ort sein, meint er. Dann sagt er nichts mehr, sein Gesicht ist beinahe so weiß wie die Handtücher. Schnell wende ich mich um, mit Kopf und Oberkörper, irgendwann später auch mit dem Fuß. Mein Fuß wird von mir hinterhergezogen wie ein kleines Holzpferd auf Rädern. Natürlich nützen die Räder in dieser Umgebung nichts, nur das Gezerre an der Strippe verhilft dem Dings, sich fortzubewegen. Ich will mir Mühe geben und die Leute erkennen, die ich kenne. Mein Schmerz ist nichts gegen die Schmerzen, die Heide in den letzten Wochen, Tagen, Stunden ertragen musste. Es waren für andere unvorstellbare Schmerzen, trotz der Schmerzmittel, trotz Morphium. Die kleinen Einschränkungen meiner Bewegungsfreiheit sind nichts gegen das endgültige Dahinschwinden

eines Körpers. Ihres schwächtigen Körperrestes. Meine Gedankenlosigkeit und Apathie nach ein paar durchwachten Nächten sind nichts gegen den Totalverlust, gegen den realen Tod und die Trauer ihrer Söhne. Hast du dir diese blassen, weißgrünlichen Gesichter mal angesehen? Ich weiß, ich weiß das, und ich will mir Mühe geben. Jemand schüttelt mir die Hand, und ich nicke bereits. Ich höre nicht genau, also nicht im Einzelnen, was gesagt wird, aber man kann es sich ja denken. Später. Alle hier Eingetroffenen warten noch auf jemanden, der bisher nicht eingetroffen ist. Ich halte meine Mütze in der Hand, damit die anderen die Möglichkeit haben, mich wieder zu erkennen. Ich kühle aus, ohne zu frieren. Die Kälte dringt schon nach einer Minute durch die dünnen Schuhsohlen, nach zweien erreicht sie meinen gesunden, nach dreien meinen fiebernden Fuß. Ich achte nicht mehr auf den nichtigen Schmerz im Fuß, weil er nichts ist. Nichts im Vergleich. Nichts. Weil alles nichts ist, alle Ausreden eitel sind, weil man Panik und Entsetzen überspielen kann, auch wenn es nieselt, gerade wenn es nieselt, wenn man nur den rechten Willen aufbringt. Ich wende mich ab, humple ein paar Meter auf dem Waldpfad, um mir einige Sätze zu überlegen, die ich gern sagen würde. Es ist ja noch Zeit, wir warten ja noch. Jetzt spannen wir die Regenschirme auf. Und es müssen nicht einmal die richtigen Worte sein, dieser Anspruch ist viel zu hoch, ja hochmütig. Ein

paar einfache Sätze genügen. Alles andere hemmt den Gedankenfluss und guten Willen. Wer auf die richtigen Worte wartet, wird schweigen müssen. Wer aber den bleichen Gesichtern vertraut, in die er hineinspricht, der wird erleben, dass die hingestammelten, vorgeschluchzten Sätze, die fragmentarischen Wortstümpfe und Sprechblasen erhört und verstanden und Wort für Wort ergänzt und korrigiert werden. Wie unser Gehirn die kopfstehenden Bilder dreht und wendet, bis sie die Außenwelt so wie sie ist wiedergeben, so dreht und wendet und vollendet es auch die unvollständigen Sätze. Rundet den Gedanken. Korrigiert die Versprecher. Belebt und begeistert den hölzernen Buchstaben. So viel Verstand und Empathie und eine solch lodernde Liebesfähigkeit sind dem Menschen möglich, unter allen Umständen. Schade, dass ich das immer noch nicht glauben kann. Wissen ja, glauben nein, das heißt, man vertraut nicht darauf. Für die meisten Menschen kommt Glauben vor Wissen, aber es ist umgekehrt. Man könnte sagen, in Wahrheit ist es umgekehrt, aber ich verzichte gern darauf.

Schreckliches Beileid, sagte der Taxifahrer, der uns zum Bahnhof fuhr.

Früher gehörte der Tod zum Leben, also zu jedem Leben. Jeder einzelne Mensch, ob nun Bauer oder Fürst, hatte viele Tote zu beklagen, führte sein Leben mit aufgebahrten Leichen und hielt Messen für sie

oder ließ welche für sie halten. Er hat Lieder für sie gesungen, für sie gebetet und eingekauft, zum Beispiel Kerzen oder auch die viel geschmähten Ablassbriefe, die als völlige Perversion des christlichen Glaubens in die Geschichte eingegangen sind. Natürlich wollte sich die Kirche nur bereichern, aber das will sie ja bis heute. Natürlich hatte Luther den göttlichen Auftrag, gegen rein äußerliches Handeln, gegen Heuchelei und Aberglauben zu toben. Aber, obwohl ich das alles weiß, stell ich mir vor, dass wenn man mit so vielen Sterbenden und Toten allein innerhalb einer Familie Umgang hat, und die Toten darüber hinaus durch Kriege und Pest und so weiter quasi überall herumliegen, also dass man sich in solchen Zeiten einfach anders um seine Toten kümmert, und zwar in Gedanken, Worten und Taten. Und allein durch ihre ständige Präsenz auf Erden, andererseits den ständigen Verlust, das plötzliche Verschwinden realer Menschen, kam man zu verstärkten Jenseits- Himmels- und später auch Höllenvorstellungen und den Fegefeuerängsten. Und schließlich kam man zu den Hilfsaktionen der Lebenden für die Toten. Darin nur ein institutionelles Problem zu sehen, grenzt meines Erachtens – abgesehen von der dieser Theorie innewohnenden Beschränktheit – an eine ebenso verständliche Verschwörungstheorie. Was ich damit sagen will: Wenn ich hier und jetzt so einen kleinen Ablassbrief kaufen könnte und also erstens die Vorstellung hätte, dass

Heide sich gerade in einem Zwischenbereich aufhält, einem Zwischenbereich, in welchem nur ihre irdische Hülle zerfallen ist, die Seele aber mit ihrer Abenteuerreise erst begonnen hat, und diese, ihre Seele, augenblicklich zitternd am Schalter steht, um eine Rückfahrkarte ins Himmlische Reich zu erstehen, und ich zweitens glauben könnte, dass ich mithilfe eines kleinen finanziellen Beitrages noch etwas für sie würde tun können, dass ausgerechnet ich ihr diese dringend notwendige Fahrkarte besorgen könnte, dann würde ich es wirklich sehr gerne tun. Und ja, ich würde lieber etwas tun, etwas Einfaches, etwas, dass jedes Kind oder auch Analphabeten tun könnten oder Schreibende, die nicht reden können.

Ich stehe plötzlich vor einem Schaukasten. Scheinbar bin ich nur drei Meter auf dem Waldpfad in den Wald gehumpelt und wieder umgekehrt. Ich denke nichts, stehe gedankenlos vor dem Kasten. Demnach sind mir nicht nur nicht die richtigen Worte, sondern nicht einmal einige ergänzungsbedürftige Sätze eingefallen. Mein Herz schlägt verlangsamt, mein Blutdruck ist sehr, sehr niedrig, die Augen wollen zufallen, unter dem Schutzdach, dem Halbdunkel meines Regenschirms. Womöglich habe ich mit dem Winterschlaf begonnen oder bin ins Koma gesunken. Kurz bevor ich mich von oben sehe, zwingt mich zur Lektüre der ausgehängten Artikel im

Kasten, reiße die Augen weit auf, kneife sie aber, da ich nichts erkenne, wieder zu und. Im Schaukasten wird offenbar erklärt, was ein Forstfriedhof ist. Ich überlege, ob es einen Unterschied gibt zwischen Wald- und Forstfriedhof und wenn ja, welcher das sein könnte. Immerhin bin ich wieder wach, ja, mein Herz beginnt sogar laut und vernehmbar zu klopfen. Vor Ärger. Aus irgendeinem Grund stößt mich das Wort *Forstfriedhof* noch mehr ab als das Wort *Waldfriedhof*. Forst, Forst, Wald, ja, es ist, als hätte man ihr die letzte Ruhe, die das Wort Wald noch verheißt, schon wieder entzogen und einfach unmöglich gemacht. Forst, das ist Nutzwald, nützlich, nützlich ist ruhelos. Man hat uns alle betrogen! Und das rote Auto war nur der Anfang. Man wird vielleicht schon morgen früh oder – wenn es die Zeit erlaubt – erst nächste Woche abholzen. Niemand muss diese Vorgehensweise rechtfertigen, da sie notwendig genannt werden wird. Nützlich und notwendig und effizient – so wollen wir heute alles haben und alle sein. Mathematik ist wichtiger als Geschichten. Wie mich diese Zeit anödet. Jeden Tag antreten gegen Dummheit und den Pragmatismus von Schwachköpfen. Gott sei Dank bin ich nicht in dieser Zeit aufgewachsen, Gott sei Dank habe ich den Zenit schon überschritten und muss nicht mehr ewig kämpfen. Gegen Brutalismus und Bauhaus und Wegschmeißgesellschaft. Bald ruhe ich auch auf einem Forstfriedhof, weil das einfach praktisch ist.

Und Holz ist billig und nützlich. Man benötigt jetzt überall Papiertüten für den Einkauf, und das war gestern immerhin noch ein Grund zur Freude. Aber hier in der Schwarz-Weiß-Landschaft meiner Gedanken, da ist es lächerlich.

Leider wende ich mich jetzt vom Schaukasten ab, nun ist es unmöglich, nun kann ich nicht mehr lesen, was es mit diesem *Forstfriedhof* auf sich hat. Abgesehen mal von meiner philosophischen Episode. Ich sehe mir die Trauergäste unter den aufgespannten Schirmen an, und tatsächlich, nachdem wir hier seit circa zwanzig Minuten zusammen gewartet haben und sozusagen gemeinsam gealtert sind, erkenne ich einige Gesichter wieder. Manche reden leise, einige weinen, alle halten ein Taschentuch in der geschlossenen Hand oder verborgen in der Manteltasche. Die beiden Männer des Bestattungsinstituts werden ungeduldig. Sicher haben sie noch mehr Bestattungen, noch mehr zu tun heute. Vielleicht soll der Forst-Wald auch schon um die Mittagszeit abgeholzt werden, und bis dahin wollen sie eben hier fertig sein, wer weiß. Wer weiß, ob nicht am Ende ihnen das rote Auto gehört.

Ich bin so enttäuscht, und zwar, weil man alte Frauen auch noch um ihre letzte Ruhestätte bringt, ihnen alles nimmt, sie sich alles bieten und nehmen lassen. Überall stößt man sie herum, sobald sie nicht

mehr nützlich sind. Überall werden sie schlecht behandelt, überhört man ihre Worte, übersieht ihre kleinen Bitten. Überall schreit man sie an, schockiert man sie, erschreckt sie. Man belügt und betrügt sie. Überall! Überall in unserer zivilisierten, nützlichen Welt. Doch noch schlimmer, ja, am allerschlimmsten ist, dass Heide sich nicht hat betrügen lassen, sondern dass alles hier ihrem letzten Willen entspricht, und zwar zu hundert Prozent. Vielleicht war es nicht ihr allerletzter Wille, der sicherlich ihr Sterben betraf, oder aber uns und unsere gemeinsame Zukunft, aber es bleibt dabei. Alles, was hier ist und nicht ist – am Ende sogar das kleine rote Auto – entspricht ihrem Wunsch und Willen. Und wie wir vor wenigen Minuten noch der Landstraße folgten, so folgen wir eben jetzt den Anweisungen und Absprachen einer Person, die das hier noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte gewählt und veranlasst und sogar vorher bezahlt hat. Also, damit wir keinen Ärger hätten. Nicht unnütz Gedanken, Zeit und Geld verschwenden müssten.

Und gerade fällt mir wieder ein, wie sie vom Krankenbett aus gesagt hat: Wollt ihr nicht einmal zusammen hinfahren und euch meinen Ruheplatz ansehen? Man hat dort einen schönen Platz für mich gefunden. Ein hübsches Wäldchen. Sehr friedlich. Fahrt doch hin, die Sonnenstrahlen brechen durchs Laub der Bäume und die. Dann fing sie an zu

weinen. Ich schwieg, schüttelte nur den Kopf. Auch als sie weiterredete und von der hohen Buche erzählte und den lieben Vögelchen, die dort so sorglos herumflattern, schüttelte ich nur den Kopf. Ich bleibe lieber hier, sagte ich irgendwann, hier bei dir.

Meine Abneigung gegen diese Art Friedhof, mein Ekel. Wie eilig sie es hatte, wieder ein Stück Natur zu werden. Ich verstehe das nicht. Ihr letzter Wunsch, all ihre letzten Wünsche, stehen meinen hilflosen Versuchen, die Auslöschung so weit wie möglich hinauszuzögern, diametral entgegen. Ich kann mich an den Text im Schaukasten – der sicher didaktisch aufbereitet ist – nicht erinnern, weil ich ihn nicht lesen konnte. Aber selbst, wenn ich ihn hätte lesen können, so würde ich ihn doch nicht verstanden haben und auch jetzt nicht verstehen. Ratlos blicke ich auf die Taschentücher, die kleinen weißen Zipfel in den von der Kälte starren Händen. Kleine weiße Täubchen, gefüllt mit warmem Rotz. Und ich frage mich, ob die anderen Trauernden, also ob sie einverstanden sind, oder ob sie meine Empörung teilen. Dicht am Wegrand verscharrt, genannt *Forstfriedhof*. Kein schönes Grab, kein Grabstein, keine Blumenkränze. Jeder Unfalltote bekommt mehr, erhält sein Holzkreuz mit einem vollständigen Namen und Lebensdaten darauf. Jedes Haustier bekommt mehr, ja, es gibt sie, die Tierfriedhöfe. Mit Bildern der verstorbenen Tiere. Mein Zorn ihrem

letzten Wunsch gegenüber wächst unabhängig von meinen nichtigen Schmerzen. Es ist nicht unsere Schuld. Es war und ist ihr Wunsch. Trotzdem bin ich angeekelt durch die schnelle Kapitulation, die zu schnelle Übergabe eines vor kurzer Zeit noch sehr lebendigen Menschen, und außerdem fühle ich mich schuldig. Ihr und allen Anwesenden gegenüber. Nein, nicht allein, weil mein gefeiertes Schreiben weder ihr noch mir noch unserer Beziehung gerecht wird, ich mit diesem Ungenügen hier anfriere, nicht allein, weil ich noch immer keine Rede vorbereitet habe und niemand auftaucht, der mir diese Aufgabe abnehmen könnte, sondern, weil ich versagt habe. Ihr Ende, die Urne, dieser Forstfriedhof. Ihr letzter Wunsch, ja, aber wie einsam muss ein Mensch sein, wenn er solche Wünsche hat. Warum konnte ich sie nicht davor bewahren, vor sich selbst, meine ich. Wieso musste es immer pragmatischer zugehen, bis es einem in den Ohren klingelt, bis man sich setzen muss, weil einem schwindelt, bis man ihren Wunsch im Schlamm und im Gras und in den Taschentüchern und in den blassen Gesichtern der anderen lesen kann: Löscht mich einfach aus!

Die Kälte, die blassen Gesichter, mein Zorn. Es wird nicht heller. Heute fällt kein Sonnenstrahl durchs Laub. Die Bäume stehen finster und kahl, und der Himmel bleibt verhangen. Nein, nicht verhangen. Verhangen weist immerhin auf einen Vorhang, der

sich gleich zur Seite schieben kann, der sich in Nichts auflösen kann oder im entscheidenden Augenblick in der Mitte zerreißt, wie der Vorhang im Tempel in Jerusalem, der zur Todesstunde Jesu zerriss (und das Allerheiligste freigab?). Der Himmel ist einfach verschlossen, er befindet sich hinter einer grauen Wand und gibt nicht einmal seine Öffnungszeiten preis. Und die Vögeln schweigen dazu. Was sollen sie auch tun, es geht ihnen doch wie den alten Frauen, die überall weggedrängt werden. Einige sind tatsächlich noch einmal in den Süden geflogen, andere hocken störrisch auf den Marktplätzen der Stadt. Sind wir Klageweiber, zwitschern sie, mitten im Gedränge der Weihnachtsmärkte, dem Rummel, dem Schlagergedusel, dann picken sie was vom Tisch fällt. Essen auf Rädern, besser als nichts oder verseuchte Felder. Oder sie schweigen einfach, weil sie vor Kummer nicht singen können oder überlegen noch, was sie singen könnten, was angemessen ist angesichts des Todes einer so engen Freundin. Denn in der ganzen Stadt liebte die Vögel keiner so sehr wie sie und das wissen die Vögel noch heute.